

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 6

Artikel: Wie ich zu meinem Beruf kam : die Ergebnisse unserer Rundfrage
Autor: Probst, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie ich zu meinem Beruf kam

Haben Sie schon Katzen beobachtet? Dann muss Ihnen aufgefallen sein, wie jedes dieser Tiere seine besondern Lebensgewohnheiten hat: Seine besondern Winkel zum Schlafen und Dösen, seine immer gleichen Wege für die Rundgänge durch Haus, Garten und Umgebung, seine eigentümlichen Neigungen zu bestimmten Speisen und Betätigungen. Mag der Gartenzaun hundert Möglichkeiten bieten, die Katze benützt immer ihren Durchgang, als ob daneben eine Mauer wäre, mag es in der Nachbarschaft Tausende von Mäuselöchern geben, sie hat ihre Ecken und ihre Felder, wo sie auf Beute lauert. Kurz: von den unendlichen Möglichkeiten, die ihr das Leben zu bieten scheint, bleiben die meisten

DIE ERGEBNISSE UNSERER RUNDFRAGE

Mit einer Einleitung von Dr. Ernst Probst
Schulpsychologe der Stadt Basel

Mit einer Illustration von H. Kurtz

unbenützt. Sie bewegt sich in einem eng abgegrenzten Bezirk, den wir als ihren individuellen Lebensraum bezeichnen können. Wird sie daraus herausgerissen, so macht sie stundenweite Wege, um ihn zurückzufinden. Gelingt ihr dieses nicht, so schafft sie sich am neuen Ort ein neues, ganz ähnliches Privatreich.

Mit der gleichen Unbekümmertheit schaffen sich in besondern Verhältnissen auch Menschen ihren Lebensraum: Urwaldbewohner, Nomaden, Trapper und Fischer. In unsern Breiten sind solche

Typen seltener. Man findet sie etwa unter ganz Reichen, Künstlern oder Vagabunden. Wer nach wirtschaftlicher Sicherung strebt, der ist meist genötigt, einen Beruf zu ergreifen. Damit wird aber die Freizügigkeit stark eingeengt. Arbeitsort und Arbeitszeit, Art der Betätigung und des geselligen Verkehrs, Freuden und Sorgen sind im Moment der Berufswahl bis in viele Einzelheiten vorgezeichnet.

Glücklich der Mensch, der mit gesundem Instinkt rechtzeitig merkt, in welcher Berufsatmosphäre er sich seiner Natur gemäss entfalten und wohlfühlen kann! Er lebt in seinem Reiche « wie der Fisch im Wasser », auch wenn er einmal wirtschaftlichen Misserfolg hat.

Unbefriedigt und leer fühlt sich aber jeder, der aus falschem (eigenem oder elterlichem) Ehrgeiz oder aus einseitigen Erwerbsüberlegungen den Weg zu seinem naturgemässen Lebensraum verfehlt hat. Er verkümmert wie ein Tier im Käfig. Nur seelisch Lahme und geistig Undifferenzierte können sich mit dem äussern Gesichertsein zufrieden geben. Die Lebendigen treibt der Ruf der Natur mit unwiderstehlicher Gewalt, so dass sie oft noch in reifem Alter ein neues Revier aufsuchen.

Einen Beruf, der jedes Lebensbedürfnis befriedigt, findet allerdings keiner.

Die Wünsche der Menschen reichen immer weiter als die Möglichkeiten der Erfüllung. Entscheidend ist aber, ob der Beruf wenigstens den wichtigsten Interessen und Bedürfnissen entgegenkommt — und das ergibt sich aus scheinbaren Kleinigkeiten: Ob man sich eher zu Dingen oder zu Menschen hingezogen fühlt, zur Stille oder zum « Betrieb », zum Planen und Pröbeln oder zum Ausgestalten, zum Tragen einer Verantwortung oder zum unbeschwerten Hantieren. Nicht weniger bedeutsam ist es auch, ob man beruflich mit Menschen zusammenkommt, die man versteht und von denen man sich verstanden fühlt.

Die folgenden Beispiele zeigen, wie Menschen verschiedener Stände mit Notwendigkeit die Wege zu einem Beruf gefunden haben, der als Lebensraum ihrer Natur entspricht. Besonders aufschlussreich sind die Schilderungen der Seitenwege. Sie zeigen, wie die bedeutsamsten Entscheide nicht aus Berechnungen und Spekulationen erfolgt sind. Ein Gefühl des Unbehagens nötigte die Fehlgegangenen zum Suchen nach einer gemässern Lebensatmosphäre, in die sie in einem guten Moment mit sicherer Witterung hinüberwechselten.

Dr. Ernst Probst.

Ein Bauer

Meine ersten Lebensjahre verbrachte ich in einem kleinen Dörfchen, wo meine Eltern, die aus der Stadt stammen, damals wohnten. Schon als sechsjähriger Bub war mein Ideal Bauer zu werden.

Als ich 10 Jahre alt war, zogen meine Eltern in die Stadt. Ich bat unter Tränen, mich auf dem Lande zu lassen, damit ich Knecht werden könne. Davon konnte natürliche keine Rede sein. Ich besuchte dann

die Schulen in der Stadt, zuletzt während 1½ Jahren eine Handelsschule. Da mir das Stillsitzen auf die Länge nicht mehr behagte — mit Turnen und Bergtouren schaffte ich einigen Ausgleich — sahen sich meine Eltern vor die Frage gestellt: Was soll nun aus ihm werden? Ich hatte keine Lust, ein Handwerk zu erlernen, noch weniger, meinen Brüdern auf die Universität zu folgen. Mein Wunsch war immer noch,

Landwirt zu werden; den Weg dazu konnte ich aber nicht so genau angeben, da ich von niemand beraten wurde. Meine Eltern glaubten immer noch, es handle sich um eine Jugendschwärmerei, und so wurde im Familienrat beschlossen, mich für drei Jahre in eine kaufmännische Lehre zu stecken. Ich erhielt die Versicherung, dass mir nach Beendigung der Lehrzeit, falls ich meinen Wunsch noch hege, keine Hindernisse mehr im Wege sein sollten.

Ich habe die drei Jahre ausgehalten, zählte Monat um Monat ab. Um keine Zeit zu verlieren, besuchte ich viele Kurse und bestand die kaufmännische Lehrlingsprüfung mit gutem Erfolg. Als ich meinen Prinzipal um das Lehrzeugnis bat, und er wissen wollte, wohin ich mich wenden wolle, sagte ich: «In die welsche Schweiz als Bauernknecht.» «Sind Sie verrückt?» war seine Antwort, und sofort verfasste er ein längeres Schreiben an meinen Vater, mich doch ja von diesem Schritte zurückzuhalten, da es gegenwärtig in der Landwirtschaft (es war im Jahre 1916) etwas besser gehe, nach Friedensschluss aber bald wieder die alten Verhältnisse herrschen werden. Mein Vater

liess mir aber den Willen und so arbeitete ich erst einige Monate als Praktikant, dann in verschiedenen Kantonen einige Jahre als Knecht, besuchte eine landwirtschaftliche Schule und wagte zuletzt den Sprung ins Ausland.

Seit sieben Jahren bewirtschafte ich nun ein Gut, das ich käuflich erworben habe und durch viel Arbeit und Entbehrung auf die Höhe brachte. Trotz des Wechsels von der Stadt aufs Land, trotz Verzicht auf allerlei Bequemlichkeit und Zerstreuung, trotz 12—16stündiger Arbeitszeit in Hitze, Kälte und Regen habe ich noch keinen Moment meinen Schritt bereut und bin meinen Eltern dankbar, dass sie mir endlich meinen Willen gelassen haben. Und sie selbst sind beruhigt und froh, mich an einem Orte zu wissen, wo von Krise wenig zu spüren ist und ich meine Familie durchbringen kann. Meine kaufmännische Lehrzeit kommt mir bei Korrespondenzen und beim Verkehr mit den Landbewohnern in ihrer Sprache zustatten, der Zweck hätte aber auch ohne drei Jahre Ausläuferdienst und Pultstehen erreicht werden können. * * *

Ein Statistiker

Der älteste Sohn gehört ins Geschäft.» Diese sehr verbreitete Maxime vertrat auch mein Vater bei mir. Nichts ist begreiflicher, als dass die Eltern ihren Kindern neben einer vorzüglichen Schulung, die sie ihnen im eigenen Beruf leicht glauben geben zu können, auch schon ein sogenanntes Nest vorbereiten wollen, in das sie sich später nur zu setzen haben. Sie bedenken nicht, dass das Geschäft oft weniger Lebensdauer hat als sie selbst, ja manchmal sogar bereits zugrunde gegangen ist, bevor ihr Kind seine Ausbildung vollendet hat.

So wäre es auch mir ergangen, wenn mich nicht eine geistige Unfähigkeit vor diesem verfehlten Lebensplan bewahrt hätte. Unfähigkeiten sind überhaupt viel wichtiger für die meisten Berufsentscheidungen als Fähigkeiten. Mein Vater war Auslandsschweizer und hatte in sehr jungen Jahren mit einer bewundernswerten Energie im alten Österreich in einer völlig landwirtschaftlichen Gegend eine Fabrik gegründet, die aber nach vielversprechenden Anfängen, nach 20 Jahren, einging. Während meiner Ausbildungszeit an einem Schweizer Gymnasium kam der Zusammenbruch. Kurz zuvor hatten

meine Lehrer meinen völligen Mangel an Eignung für Mathematik und Technik erkannt und mir von der Fortsetzung des technischen Studiums abgeraten. Ich trat an die humanistische Abteilung über, und dank den vorzüglichen Nachhilfestunden in Latein, die mir ein alter Landpfarrer gab, gelang dieser späte Übertritt ohne Zeitverlust. Nach wenigen Jahren konnte ich das Abiturium machen, und nun galt es, nach einem Beruf Ausschau zu halten.

Wer keine ausgesprochene Begabung in irgendeiner Richtung aufweist, pflegt jus zu studieren, denn Juristen gelangen überall in leitende Stellungen. Mein Vater machte mit mir eine Berufswahlreise nach Wien zu seinen Geschäftsfreunden, die mir unvergesslich bleiben wird. Er war trotz seiner Tüchtigkeit in seinem Fach im praktischen Leben keineswegs zu Hause, ausserdem Einflüssen aller Art leicht zugänglich. So wollte er sich bei den verschiedensten Berufsleuten erst über die Aussichten und die Art der Tätigkeit informieren. Wir begannen unsere Besuche bei einem angesehenen Journalisten, der mich in der lebenswürdigsten Weise vor seinem Metier warnte,

indem er das doppeldeutige Bismarcksche Wort wiederholte, Journalisten seien Leute, die ihren Beruf verfehlt hätten.

Wir waren dann noch bei einem Grosskaufmann, einem Advokaten, einem Kunsthändler; alle malten ihre berufliche Tätigkeit in den schwärzesten Farben, und zwar, wie ich heute glaube, in der ehrlichsten Überzeugung. Es gibt kaum einen Beruf, den sein Inhaber als befriedigend bezeichnet, wenigstens, wenn er sich darüber andern gegenüber ausspricht. Viele haben in der Tat einen andern Beruf angestrebt, der ihnen als verlorenes Glück vorschwebt, weil sie sich seine besondern Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten gar nicht vorzustellen vermögen.

Ich war von dem Ergebnis unserer Rundfahrt sehr wenig erbaut und studierte dann ohne eigentlichen Plan an einer deutschen Universität ein wenig herum. Juristische Kollegs belegte ich zwar, aber besuchte sie nur anfänglich. Mehr Interesse fand ich an der Nationalökonomie, die ich denn auch zu meinem Hauptfach machte. Die Dissertation bereitete mir unsägliche Schwierigkeiten, obwohl ihr Gegenstand die Industrie meines Vaters betraf und er mir viele gute Ratschläge geben konnte. Als Student ist man hilflos, weil einem kein Mensch sagt, wie man arbeiten soll, auch nicht in den Seminarien. Vom Hören hat man bald genug, und ich machte, wie wohl jeder normale Student, noch kurz vor dem Abschlussexamen jene Krise durch, die darin besteht, dass man lieber etwas Praktisches erlernen, unter allen Umständen aber umsatteln will. Auch die lange Beanspruchung des väterlichen Geldbeutels ist für einen kräftigen, grossen Burschen denn doch etwas ehrenrührig. Mein Vater war aber diesmal konse-

quent, und ich bestand das Examen ohne die gefürchteten Schwierigkeiten.

Ich stand nun da, dekoriert mit meinem Dokortitel, nicht anders als ein Tänzer mit einem Kotillonorden. Nützen konnte er mir wenig genug, mir als einem Schweizer, dessen Eltern in Wien lebten und nur dort einige Beziehungen hatten, der seine Nationalität nicht aufgeben wollte und daher für den Staatsdienst untauglich war. Durch einen Zufall erfuhr meine Dissertation eine sehr günstige Beurteilung in der Presse, und diese 50 Druckzeilen eröffneten mir den Weg in einen Industriellenverband, in dem ich die Produktionsstatistik zu reorganisieren hatte, ohne von Statistik eine Ahnung zu haben. Denn die Vorlesungen, die ich darüber gehört hatte, waren von einem alten berühmten Professor gehalten worden, der sein einschläferndes Buch in einschläferndem Ton herunterlas.

Jetzt aber bekam ich Geschmack an meiner Aufgabe, weil ich ihren Zweck einsah, ich holte meine grossen Lücken auf diesem Gebiet nach und sammelte so viele Erfahrungen, dass ich, in die Schweiz zurückgekehrt, Statistiker im Hauptberuf wurde. Wenige können sich vorstellen, wie phantastisch dieser als trocken verschriene Beruf eigentlich ist. So bin ich durch manche Zufälle in meine Lebensbahn hineingeraten. Ich glaube aber, dass für die meisten Menschen in betreff ihrer Berufswahl der Spruch Geltung hat, den Kleist an einem Oberländer Bauernhaus fand, und der folgendermassen lautete:

*Ich komme, ich weiss nicht woher,
Ich bin, ich weiss nicht was,
Ich gehe, ich weiss nicht wohin,
Mich wundert, dass ich so fröhlich bin.*

Ein Elektriker

Als ich im Jahre 1912 in der Realschule in Schaffhausen die ersten Unterrichtsstunden in Physik erhielt, bekam ich an den Versuchen mit ganz einfachen elektrischen Apparaten wie Batterien, Glocken usw. ein reges Interesse. Bald war bei meiner Mutter daheim kein Konservenglas mehr sicher, ich brauchte solche als Elementgläser. Aus einigen erbettelten Rappen von Onkel und Tante kaufte ich beim Drogisten das Salmiaksalz, ein mir bekannter Angestellter des Elektrizitätswerkes versorgte

mich mit einigen Stücken von Bogenlampenkohlen, und ein Spenglerlehrling beglückte mich mit einem Streifen Zinkblech. Dann ging es aber rasch ans Zusammenetzen der Elemente. Die Freude, als ein Taschenlampenbirnchen zu leuchten begann, gespiesen von meinen Elementen! Je länger je mehr gab ich mich mit ähnlichen Versuchen ab, und es reifte der Entschluss in mir, Elektriker zu werden. Meine Eltern wollten jedoch durchaus einen Kaufmann aus mir fabrizieren. Ich wehrte mich jedoch

mit Händen und Füßen dagegen, und endlich entschloss sich mein Vater, für mich eine Elektriker-Lehrstelle zu suchen. Ich vergesse aber nie, wie er mir vorher sagte: «Wenn's dr aber nid gfallt, muesch es selber ha, häsch es so welle!» Heute bin

ich Elektrikermeister, in ziemlich verantwortungsvoller Stellung, und bis zur Stunde habe ich meine Berufswahl noch nie bereut, im Gegenteil; denn mein Beruf hat mir schon mehr Freude gemacht, als ich bei seiner Wahl erhoffte. * * *

Ein Lehrer

Ich hatte keine bestimmte Neigung. Da man aber etwas lernen muss, verfiel ich auf die Schreinerei, weil dieser Beruf mit der damaligen Knabenbastelei einigermassen verwandt war.

Eines Tages zeigte ich meiner Tante das Schulzeugnis. Da sagte sie: «Du solltest Lehrer werden, Lehrer haben einen schönen Lohn!» Da wurde ich Lehrer.

Wenn meine Tante das nicht gesagt hätte, so hätte ich jetzt einen ganz andern Beruf, würde anderswo wohnen, meine Frau und meine Kinder sähen ganz anders aus, ich hätte ganz andere Interessen, würde mit ganz andern Leuten verkehren, wäre ein anderer Mensch. Komisch!

* * *

Ein anderer Lehrer

Wie ich zu meinem Beruf gekommen sei? In meinem Falle sollte es heissen: Welchen Beruf haben Ihnen Ihre Eltern erwählt?

Ich entstamme einer Kleinbauernfamilie und besuchte die Landsekundarschule in X. Als die Zeit meiner Berufswahl nahte, lief man nicht zuerst auf ein Berufsberatungsbureau. Unnötige Auslagen. Ja, meine Eltern zogen nicht einmal Erkundigungen über meine Neigungen und Fähigkeiten bei meinen Lehrern ein.

Sie waren der auf dem Lande weitverbreiteten Meinung, ein Sekundarschüler besitze am Ende seiner Schulzeit die Voraussetzungen für jeden beliebigen Beruf.

Es begann ein Hin- und Herraten, was aus ihrem Jüngsten werden sollte. Vom nächstliegenden Beruf, Landwirt, wurde von Anfang abgesehen, denn sie fanden, zu die-

sem Zwecke wäre der Besuch der Sekundarschule total unnütz, wenn nicht verderblich gewesen.

Schliesslich einigten sie sich auf Lehrer oder Eisenbahner. Natürlich Staats- oder Bundesbeamte: Fixe Besoldung, Ferien usw. Das heisst doch schon genug, dass zwei in ihren Forderungen so ganz verschiedene Berufe in die engere Wahl gezogen wurden.

Weil man nun der Meinung war, die Lehrer seien im allgemeinen noch etwas besser gestellt, entschieden sich die Eltern endgültig für den Lehrerberuf. Und ich? — Ich hatte «Ja» und «Amen» zu sagen.

Heute: Seit bald zwei Jahren stehe ich im Beruf und die Leute sagen, ihre Kinder hätten einen guten Lehrer; mich befriedigt die Arbeit nur zeitweise. Wie, wenn ich auch hätte mitsprechen dürfen bei meiner Berufswahl? * * *

Ein Konditor

Der Wendepunkt meines Lebens fällt in die Zeit 1920/21, also Nachkriegsjahre. Meine Eltern wohnten damals in Winterthur, woselbst ich die Sekundarschule besuchte. Die kantonale Berufsberatungsstelle gab zu jener Zeit allen Schülern eine Aufzeichnung über alle Berufsarten, sowie deren Verdienstmöglichkeiten, in die Hand. Ebenso waren in dieser Statistik die verschiedenen Fähigkeiten aufgezählt, die jeder Beruf von seinen Anwärtern fordert. Ich hatte den Wunsch, meine Schule fort-

zusetzen und Theologie zu studieren. Meine Eltern konnten leider diesem Verlangen nicht entsprechen, da ihre finanzielle Lage zu jener Zeit eine äusserst schwierige war. Als ältester Sohn begriff ich, dass meine Eltern gegenüber meinen zwei jüngern Brüdern und meiner einzigen Schwester weitere Verpflichtungen haben. Der Wunsch, Pfarrer zu werden, wurde begraben; vielleicht war er auch nur eine momentane Eingebung. Die Berufung war zu schwach und die Erkenntnis meines Innern zu unbestimmt.

So sattelte ich um. Ich hatte schon von Kindsbeinen an ein *faible* für die Küche. Viele freie Augenblicke verbrachte ich bei der Köchin und später, als meine Mutter aus Sparsamkeitsrücksichten allein Küchenmeister war, wurde ich ihr *aide de cuisine*. Ich brachte es soweit, selbst die Mahlzeiten herzustellen und überraschte meine Angehörigen bei Gelegenheit mit einer allein zubereiteten Süßspeise.

Meine Eltern beeinflussten mich insofern, dass sie meinen zweiten Wunsch, Koch zu lernen, auf Konditor ummodelten. Mein Vater hatte ein gewisses Vorurteil gegen Küchenangestellte. Er wollte seinen Sohn in guter Umgebung wissen. Mein Vater tut jeder Berufsart Unrecht, wenn er gegen dieselbe voreingenommen ist. Jedes Handwerk hat Schmutzfinke als Anhänger, so gut es auch in jedem Berufe edle, moralisch und geistig hochstehende Menschen gibt.

Ich kam mit fünfzehneinhalb Jahren als Konditorlehrling zu einem tüchtigen Meister nach Baden. Meine dreijährige Lehrzeit brachte mir manchen Kampf. Ich fragte mich oft, ob ich nicht falsch gewählt hätte, ob ich meine Stelle nicht wechseln sollte. Meine Wanderjahre brachten mich nach Glarus, Neuenburg, Luzern, Montreux, Lausanne. Später hielt ich mich in London und Brüssel auf. Diese Jahre liessen mich schauen, prüfen, abwägen und aneignen. In

Brüssel hätte ich beinahe meine schon ziemlich erfolgreiche Laufbahn abgebrochen. Besser denn je sah ich dort das menschliche Elend, bar jeden innern Haltes, der Arme so reich machen kann. Ich verfluchte meinen Luxusberuf. Da kam mir plötzlich die Eingebung, dass ich immerhin meine jugendliche Kraft und mein ganzes Leben in den Dienst der Menschen stellen könne. Ich war auf dem Punkte angelangt, der Konditorei Adieu zu sagen und in eine Missionsschule einzutreten, da erreichten mich ernste Briefe von zu Hause, die mich zugleich in die Heimat zurückriefen. Nach harten Kämpfen gehorchte ich abermals dem Willen meines Vaters.

Mein Ideal erblasste. Mit neuem Eifer wendete ich mich in der Schweiz meinem Berufe zu. Heute stehe ich einem grösseren Betriebe vor. Trotzdem ich geschäftliche Erfolge habe, schlummert in mir stets noch das Verlangen, mein ganzes Sein für meine Mitmenschen einsetzen zu können. Der Gedanke, dass eine spätere Begebenheit mich endgültig aus meiner Laufbahn herauswerfen könnte, ist mir immer gegenwärtig. Der Beruf befriedigt mich vollauf, macht mich jedoch nicht glücklich.

Auch bei der Berufswahl gilt das Sprichwort einmal mehr: Darum prüfe, wer sich ewig bindet!

Der Inhaber eines Vervielfältigungsbureaus

Durch meinen Vater, der in einer Buchdruckerei arbeitete, wurde ich schon in frühen Knabenjahren mit dem Milieu eines « Gutenberg-Tempels » bekannt. Schon als Bezirksschüler wurde in mir der Wunsch wach, Buchdrucker zu werden, und als das Ende meiner gesetzlichen Schulzeit nahte, stand es fest, dass ich in besagtes Geschäft als Druckerlehrling eintreten sollte. Wohl erstand in mir immer wieder mehr oder weniger intensiv der Wunsch, die Schule noch weiter zu besuchen, um dann irgend etwas anderes zu werden; es war mir allerdings nicht klar, was das sein sollte, aber irgendwie in meinem Unterbewusstsein schlummerte eine dunkle Ahnung, dass mir mein zukünftiger Beruf nicht volle Befriedigung bringen werde. Da ich aber einerseits die Schulbank herzlich satt hatte und zum andern meinem Vater als Arbeiter die Mittel zu einem Studium für mich fehlten

— wir hatten eben den ersten Kriegswinter hinter uns — trat ich den neuen Lebensabschnitt im Frühling 1915 wohlgemut an.

Aus technischen Gründen konnte ich meine Lehre nicht sofort beginnen und wurde zuerst einige Monate als Hilfsarbeiter beschäftigt. Als solcher musste ich u. a. auch Zeitungen austragen. Nun erlebte ich die erste grosse Enttäuschung, die trotz ihrer relativen Geringfügigkeit für mein ganzes weiteres Denken ausserordentlich weittragend war. Als begabter Schüler wurde ich von meinen Kameraden geschätzt und mit einem Kreise Schulkameraden, dem ausser mir fast alles Söhne bessergestellter Familien angehörten, verband mich eine enge Knabenfreundschaft. Als Schüler und Helfer bei den Hausaufgaben war ich meinen Freunden sehr willkommen gewesen, als Zeitungsjunge aber bedeutete ich für sie Luft, sie kannten mich einfach nicht mehr.

Nun erfuhr ich mit aller Deutlichkeit, dass es verschiedene Klassen Menschen gibt und dass ich zu den « andern » gehörte. Dann wurde mir in bezug auf meinen Beruf bald eine Illusion genommen, die bei der Wahl eine wichtige Rolle gespielt hatte, von der erträumten « Kunst » davon merkte ich leider herzlich wenig, und ich musste bald erfahren, dass mit der zunehmenden Mechanisierung der Welt auch die Jünger Gutenbergs zu Sklaven der Maschine geworden sind; so richtete sich denn bald mein ganzes Sinnen und Trachten darauf, wie ich mein Los verbessern könnte. Einmal schwebte mir das Vorbild meines Direktors vor, der es vom einfachen Setzerlehrling zum Geschäftsleiter einer der angesehensten Buchdruckereien der Schweiz brachte, das andere Mal aber wollte ich Gewerkschafts- oder Parteisekretär oder Redaktor an einer sozialistischen Zeitung werden — eine Karriere, die schon viele Typographen gemacht haben. Die Buchdruckerfachschule in Leipzig und irgendein Parteisekretariat oder Redaktionsstube wurden zu den Angelpunkten meines Strebens.

So kam das Ende meiner Lehrzeit, die

ich mit einer glänzenden Prüfung abschloss, und damit auch das Verhängnis. Gleich nachher wurde ich krank. Fast fünf Jahre gänzlicher Arbeitsunfähigkeit schlossen sich an, dann war ich ein Krüppel, der sich nur noch mit zwei Krücken mühsam fortbewegen konnte. Mit allen meinen Träumen war es aus, die Frage: ob Direktor oder Sekretär war endgültig gelöst, aber leider anders, als ich es mir träumte. Im Alter von 25 Jahren, da andere erst recht zu leben beginnen, war ich vollständig invalid und stand vor dem Nichts!

Um mir die Zeit ein wenig zu vertreiben, mietete ich eine Schreibmaschine, lernte darauf tippen und begann dann für einige Bekannte kleinere Arbeiten herzustellen. Aus dieser Tätigkeit entwickelte sich ein kleines Vervielfältigungsbureau, das ich im Laufe der Jahre stets etwas vergrösserte. Darauf konnte ich mir eine neue Existenzgrundlage aufbauen, die mir ein bescheidenes Auskommen ermöglicht und die grösste Wohltat in sich schliesst, die ein Mensch geniessen darf: Arbeit. Eine « Tätigkeit » habe ich also wieder gewonnen, nicht aber einen « Beruf ».

* * *

Ein Schriftsteller

Als sechsjähriger Bengel wollte ich Tierbändiger werden. Seit ich in einem Zirkus einen Löwendompteur gesehen hatte, schwebte mir nichts Begehrnter vor. Ich sah mich inmitten brüllender Raubtiere, meine gute, einbeinige Grossmutter an der Kassa, die Schwester den Käfig säubernd. In jener Zeit spielte ich auch nur mit Tierfiguren. Später zuckten andere Wünsche auf: Pfarrer oder Deutschlehrer! Hierin bestärkte mich ein Kantonsschulprofessor, bei dem ich Deutschunterricht bekam. Meine sentimental und poetischen Aufsätze, in die ich — leicht umgeschachtelt — besonders schöne Stellen meiner damaligen Lieblingsautoren Ernst Zahn, Gustav Frenssen und Peter Rosegger einschmuggelte, gefielen ihm so gut, dass er, statt einer Zensur, mit roter Tinte allerlei Glossen unter sie schrieb wie: « Prachtvoll ausgedrückt! » — « Reizend » und dergleichen mehr.

Er war mir auch anders behilflich, mir diesen Beruf besonders erstrebenswert zu machen. Es gehörte zu seinen Gepflogenheiten, uns klassische Dramen und Lustspiele mit verteilten Rollen lesen zu lassen. Als seinem Lieblingsschüler gab er mir im-

mer die Rollen des schönen und feurigen Liebhabers. Nichts hätte meine Dankbarkeit mehr steigern können als das. Denn unter meinen Mitschülerinnen befand sich die entzückende Tochter eines Nationalrates, für die ich offen und heimlich schwärmte. Dieser teilte er die Rolle der Liebhaberin zu, und so habe ich ihr als Egmont, Faust, Rudenz und Major Tellheim zwei Jahre lang meine Liebe gestanden.

Von solchen Aspirationen wollte aber mein Vater nichts wissen. Pfarrer und Lehrer hielt er für ausgemachte Hungerleider, notwendige Übel, die ihm in der eigenen Familie ein Nagel zum Sarg gewesen wären. « Dann schon lieber ein senkrechter Handwerker! », donnerte er, und da sich seiner despotischen Natur niemand widersetzte, am wenigsten meine Mutter, sah ich keine Aussicht, meine Position zu halten. Schliesslich zehrte ich doch von seinem Geldbeutel. Man entschied sich also für die Juristerei: die übliche Rettungsinsel, auf die ein « vermöglicher » Jüngling zusteuert, wenn er keine spezielle Begabung zu einem andern Beruf besitzt. Die Färberei meines Vaters wurde

dabei gar nicht diskutiert, denn mit erstaunlichem Scharfblick erkannte er, dass es später mit ihr abwärts gehen würde; auch hegte er wohl die Meinung, dass die Ärgernisse des eigenen Geschäftes in einem anderen Beruf geringer wären.

Allerdings hätte mich die Medizin weit mehr verlockt als die Jurisprudenz. Doch ich litt unter der Tyrannis meines Vaters und wollte materiell nicht länger von ihm abhängig sein als gerade notwendig war. Ich erwarb mir also an der Handelsschule in Neuchâtel einige kommerzielle Kenntnisse, übersetzte daneben Aufsätze von Romain Rolland, mit dem ich auch korrespondierte, und trug mich sodann an der Universität Zürich als Student der Rechte ein. Über die Hoheit dieses Berufes machte ich mir keine allzu grossen Illusionen. Allein, die Wirklichkeit war noch weit schlimmer. Ich sah das Leben überall nur verengert, in Paragraphen gequetscht und mit scheinbarer Tiefsinnigkeit kleinlich ausgelegt. Ein einziger Dozent, Professor Dr. J. Schollenberger, befriedigte mich ganz; in seinem politischen Seminar fand ich Originalität und Menschlichkeit so stark, wie ich sie begehrte. Unter seinem temperamentvollen Einfluss begann ich meine Doktorarbeit über japanische Politik.

Inzwischen waren aber meine literarischen Neigungen nicht versandet. Ich frass mich durch die moderne deutsche Produktion, verehrte die Skandinavier und Russen und begann selbst Gedichte und Einakter zu

schreiben. Im Militärdienst benutzte ich die Portofreiheit, um meine neue Freundin mit hymnischen Briefen zu überschütten. Allmählich lernte ich auch einige Dichter persönlich kennen. Inzwischen war ich etwa dreiundzwanzig geworden. Ich entsinne mich noch des Abends, an dem ich die letzte Vorlesung besuchte. Es war ein Maitag, lau und von Vogelgezwitscher erfüllt. Ich stürzte mich aus dem Auditorium, tief enttäuscht, und nahm immer zwei, drei Treppentritte zugleich. Eine Dame in Trauer ging an mir vorbei. Die Tränen verdunkelten mir die Augen. Ich empfand gar kein Mitleid für sie. Ich bemitleidete nur mich selbst — meine unsinnige Sehnsucht nach Leben, Liebe, Güte, Schönheit. In dieser Verfassung kam ich kurz darauf mit dem Dichter Stefan Zweig zusammen. Wir sahen uns fast täglich, und er, der Berühmte, hatte mir das brüderliche « Du » angetragen. Ich erzählte ihm nichts von meinem wogenden Zustand; aber er fühlte ihn wohl instinktiv. Er trug mir an, ihn nach Wien zu begleiten und mich einem jungen Verleger vorzustellen. Nichts hielt mich zurück, seinem Sirenenruf zu folgen. Mein Vater war gestorben, meine Freundin die Braut eines andern; ich selbst spielte nur zu oft mit Todesgedanken. Warum also zögern? Die Welt öffnete sich vor mir. Die Kunst rief mich an ihre Brust — und wie ein Erlöster stammelte ich: « Ja! — ja! ich komme! ... um ihr nie mehr untreu zu werden. » * * *

Ein Erzieher

Ich verrutschte die ersten Hosen. Meine Tante schenkte mir eine Trillerpfeife und stellte fest, dass ich damit fast pfeifen könne wie ein Kondukteur auf der Bahn. Diese Worte sollten nach der Meinung meiner Eltern, beide bei der Bahn angestellt, bestimmend werden für meinen Beruf.

In der grössten Kriegsnot ging meine Schulzeit zu Ende. Obwohl ich damals wünschte, ein richtiges Handwerk zu erlernen, konnten die Eltern meinem Wunsche doch nicht entsprechen. Sie trösteten sich und mich mit der Hoffnung, dass ihr erster Bub doch einmal Kondukteur werde.

Nach kurzer Zeit schon stand ich allein in Yverdon, den Vorstand mit meinen paar

französischen Brocken nach meinem Gepäck fragend. Zwei Jahre später hatte ich weniger Mühe, mich mit dem Bahnangestellten über die Heimspedierung des Koffers zu verständigen. Zu Hause stellten die Eltern fest, dass ich sicher recht ordentlich Französisch gelernt habe, dass ich aber im Verkehr mit den Leuten recht unbeholfen sei. Und ein selbstbewusstes, schneidiges Auftreten gehöre doch zu einem Kondukteur, erklärte die Mutter. Das sollte ich im Hoteldienst erlernen.

In einer Pension im Berner Oberland fing es an. Dort füllte ich vor der Saison ein Fass Rotwein in Flaschen ab und klebte auf diese nach Bedarf Beaujolais-, Mâcon-

oder Burgunder-Etiketten. Dort holte ich während der Hochsaison im Dorf unten ein Kilo Emmentalerkäse, während der Gast auf sein bestelltes Frühstück mit Käse wartete. Dort... ja, es genügt!

In einem geordneten Jahresbetrieb lernte ich nachher den Hoteldienst kennen. Dort erkannte ich aber auch, dass mich die alltäglich wiederkehrende, immer gleichbleibende Reinigungsarbeit auf die Dauer nicht befriedigen konnte. Ich verlor bald die Liebe zur Arbeit und war nur noch darauf bedacht, möglichst viel Trinkgeld zu ergattern. Darob wurde ich ein liederlicher Mensch und suchte für meine Langeweile viel Zerstreuung.

Aber das Schicksal (nennen wir es so) bot mir etwas Besseres, das in der Folge mein ganzes Denken umzugestalten vermochte. Während ich vorher in selbststüchtiger Weise nur meinen Vorteil zu wahren suchte, regte sich in mir das Bedürfnis, den Mitmenschen besser zu dienen, als es im Hotel geschehen konnte. Dem Hoteldienst wollte ich entrinnen und ganz neu anfangen. Auf der Suche nach einer mir besser zusagenden Arbeit wurde mir klar, dass ich das Rüstzeug dazu nicht hatte. Wohl bot mir in Zürich eine ältere Frau mit einem «Engrosgeschäft» in Toilettenartikeln, Pflanzenriecheln und Eiern eine Stelle an als Reisender zum Besuche der Privatkundschaft. Ich lehnte ab. Eine ausgeschriebene Stelle als Ausläufer und zum Besorgen von leichteren Bureauarbeiten wurde mir von einem Bewerber mit kaufmännischer Bildung vorgeknipst. Allen Anstrengungen zum Trotz blieb mir der Erfolg versagt. Ich musste dorthin zurückkehren, wo ich arbeiten gelernt hatte, in den Hoteldienst.

Etwas hatte ich gelernt bei allen Misserfolgen. Ich wusste, dass der Grund bei mir selber zu suchen war. Von da an suchte ich mir in Kursen die Grundlagen zu einem

bescheidenen Anfang im Kaufmannsstand zu erwerben. Die Rekrutenschule war inzwischen vorbeigegangen. Die Eltern mahn-ten zur Anmeldung auf die Bahn. Ich tat ihnen den Gefallen, ohne mir davon viel zu versprechen. Meine Pläne gingen höher hinaus, harrten aber noch immer der Verwirklichung. Gewaltsam führte ich eine Entscheidung herbei, doch fiel sie zu meinen Ungunsten aus. Und indem alle meine egoistischen Luftschlösser zusammenfielen, wurde der Weg zu meinem Berufe frei.

Die Frage, wie ich den Mitmenschen am besten dienen könne, stellte sich von neuem. Die Antwort kam eines Tages von selbst: «Lasse dich zum Lehrer ausbilden!» Dieser Gedanke überraschte mich selber; doch sah ich in ihm das verkörpert, was ich so lang gesucht hatte, und die Erreichung dieses Zieles schien mir immer mehr in den Bereich der Möglichkeit zu rücken. Die Verwandten wehrten ab, die Eltern versagten mir jede finanzielle Hilfe.

Wie sollte ich mich auf das Eintrittsexamen vorbereiten? Im Seminar wurde das Pensum einer Sekundarschule als Grundlage vorausgesetzt. Sechs Jahre waren seit meiner Primarschulzeit verflossen. Aber auch hier fand sich der Weg zum Ziel. In einer Privatschule arbeitete ich tagsüber als Hausbursche und besuchte am Abend die Fortbildungskurse. Mühsam ging es in einigen Fächern vorwärts; aber am Examen wurde ich angenommen. Wohl war das Ziel damit noch nicht erreicht, der Weg dazu aber beschritten.

Was ich vor Jahren dunkel geahnt habe, das hat sich verwirklicht. Meine Lebensaufgabe ist alle Tage neu: Den heranwachsenden Menschen ein Helfer sein. Mein Wirkungskreis ist bescheiden; aber in der Erfüllung meiner Aufgabe finde ich die Befriedigung.

* * *

Ein Fabrikdirektor

Nach vollendeter Schulzeit wusste ich nicht, welchen Beruf wählen. Merkwürdigerweise zog es mich zu keinem Handwerk, trotzdem ich jede Arbeit, besonders die körperlich anstrengenden, wie Holzspalten und Tragen, wie auch die ländlichen Arbeiten mit Freude verrichtete. Vor höheren Schulen hatte ich etwas wie Angst und aus finanziellen Gründen kam ein Studium

gar nicht in Frage. Meine Eltern hatten den Ehrgeiz, trotz unvermeidlichen Einschränkungen und Verzicht auf jeden Genuss, den Kindern eine möglichst gute Schulung angedeihen zu lassen. Vater und Mutter hatten «Schulung» entbehren müssen; vielleicht waren sie deshalb der Ansicht, ein voller Schulsack sei die unerlässliche Voraussetzung zum Erfolg im Leben. Ich hatte

lediglich den Wunsch, den Eltern möglichst bald eine Hilfe sein zu können, wir waren eine grosse Familie und ich eines der ersten Kinder und der älteste Knabe.

Eines Tages, kurz vor Schulaustritt, drückte mir mein Hauptlehrer einen Prospekt in die Hand einer welschen Privatschule für Vorbildung zum staatlichen Verkehrsdienst, besonders Post. Das war ein Weg. Der Staatsdienst würde baldigen Verdienst, sicheres Einkommen und bürgerliche Achtbarkeit gewährleisten. Ich hatte Eifer und tat mein Bestes, ob der Beruf mir gefallen würde, überlegte ich kaum; ich hatte ja nicht die geringste Vorstellung davon, aber er war ein Ziel. Ein Jahr später war ich im Staatsdienst als Postlehrling, von vielen Bewerbern ein Auserwählter, 1:10.

Ich war bald verwundert, zu sehen, dass von den vielen erworbenen Kenntnissen ich so wenige anwenden konnte. Irgendeine berufliche Ausbildung als Erweiterung des Gesichtskreises gab es nicht, es handelte sich darum, sich auf Routinenarbeit einzudrillen. Diese kam mir bald langweilig und leer vor. Einzig die geforderte Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung gab der Arbeit etwelche Spannung. Ich lernte, was zu lernen war und suchte nach mehr. Mein abschliessendes Examen bestand ich mit bester Note, ein Jahr später war ich, 20 Jahre alt, zum vollwertigen Beamten in die begehrteste Schweizerstadt gewählt. Mein Vater war stolz, meine Freunde neidig, ich selbst aber empfand bald eine dumpfe Leere in mir. Ich hatte erreicht, was zu erreichen war. Die Arbeit war gedankenarme Routine. Ein Mehr zu leisten, bot sich keine Gelegenheit. Mein Jugendmut erkannte bald den Käfig, in dem er sich eingeschlossen fand. Eines Sonntags am Nachmittag hatte ich Dienst. Die Bilanz war abgeschlossen, ich schaute durchs Fenster den Spazierenden nach. Warum war

ich hier drin? Was leistete ich eigentlich? Keiner der tausend Briefe, die durch meine Hände gingen, hatte ich erdacht, von mir wurde keine Idee, keine Entwicklung erwartet. Ich muss sortieren, spedieren, überweisen, verteilen, ich stehe zwischen Quelle und Ziel des menschlichen Schaffens. Was hatte ich vor mir? Kaum etwas während den nächsten zwanzig Jahren. — Wie musste die Welt doch gross sein. Ich aber sollte für immer hinter den engen Landesgrenzen verbleiben müssen. Wie das zog und rief!

Ich wusste bereits, dass die Kollegen zwischen 30 und 40 sich wie die Spinnen belauerten wegen dem in einigen Jahren fällig werdenden Souschef-Posten. Es war mir nicht entgangen, dass Herren in höheren Stellungen sich Jahr um Jahr vier Monate Erholungsurlaub ärztlich verschreiben liessen, um die restlichen zwei Drittel des Jahres die Unterstellten für einen Bleistiftstumpen zu drangsaliieren. Mein letzter Vorgesetzter hingegen, dem geistige Arbeit Bedürfnis war, hatte auf breiter Grundlage eine Neuorganisation ausgearbeitet. Seine Vorschläge wurden von den nächstoberen Instanzen unterschlagen, um bald als Eigenes ans Licht gebracht zu werden. Als ich mit 21 Jahren meine Stellung quittierte, um die Welt von anderer Seite anzugehen, weinte dieser Mann. Zwei Jahre später wurde er in einem Irrenhaus untergebracht.

Ich habe diesen entscheidenden Schritt nie bereut. Nach vielen Wechselfällen bin ich heute Direktor eines industriellen Unternehmens. Vor einiger Zeit habe ich den Mut gefunden, zusammen mit meiner getreuen Frau ein schönes Heim zu bauen. Trotz meiner Anteilnahme an den gemeinsamen Sorgen um die Zukunft unseres Landes bin ich — zufrieden und leiste mein Bestes.

* * *